femSCRIPT

Nr. 19

Mai 2023

INHALT

Editorial – Eva-Maria Dütsch 1

Ahnung – Rosa Weiss 3

Die Menschen und die Dunkelheit – Elisabeth Hostettler 7

ahnen | Der andere Grossvater Eberhard – Irmeli Kivijärvi 10, 13

Die Türe – Dorothea Zingg 14

Blut | Leben – Lis Rytz 19, 20

Wochenende im Jahre 1960 – Rita Weibel 21

Allerseelen | Ahnengalerie – Marlise Baur 24, 25

Haargenau – Renata Huonker-Jenny 26

Blanke Fläche – Susanne Thomann 29

Farbrauschen – Pia Berla 32

Blick durch die Glaskugel – Susanne M. Neeracher-Frei 38

Vollendete Zukunft – Adelheid Ohlig 40

Impressum

Herausgegeben von: femscript.ch

Schreibtisch Bern: Marlise Baur, Pia Berla, Elisabeth Hostettler, Irmeli Kivijärvi, Susanne M. Neeracher-Frei, Adelheid Ohlig, Lis Rytz, Susanne Thomann, Rita Weibel, Rosa Weiss

Schreibtisch Zürich: Dorothea Zingg, Renata Huonker

Redaktion und Korrektorat: Schreibtisch Bern

Layout: Elisabeth Hostettler

Druck: Coloroffset AG, 3012 Bern

Auflage: 250 Exemplare, **e**rscheint 2x pro Jahr

Preis Einzelnummer: Fr. 8.-

©Bilder: Familienfotos der Autorinnen

©Texte: Das Copyright der Texte ist bei den Autorinnen.

WER SEID IHR oder ich ahne eine Geschichte

Eine alte, aber giftig leuchtende Frage lautet: Woher kommen Unterdrückung und Leid? Und mag die Frage mit Feuer beleuchtet auf Pergament bereits ein Problem gewesen sein, so flackert sie auch heute bei Neonlicht noch immer übers Papier.

Dieses Heft ist der Meinung, sie lässt sich für einmal – ohne nur uns selbst anzusehen – beantworten. Wir sollen mal die aktuellen elterlichen, beruflichen, partnerschaftlichen, persönlichen Versäumnisse beiseiteschieben. Wir sollen sie in Beziehung setzen zu etwas bereits Zur-Seite-Geschobenem.

Wenn Sie morgens vor den Spiegel treten, denken Sie dann: Das ist meine Nase, das sind meine Haare, das ist der Mund. Was ist da drin? Ist mein Mund ein ruhiger Ozean, der mich mitnimmt, ist er eine dunkle Felsspalte, in der eine Katze verdurstet, weil sie zu neugierig gefragt hat: Woher kommen Unterdrückung und Leid?

Nein. Vielleicht denken Sie, die Nase ist von meiner Mutter, die Haare auf meiner Oberlippe: klarer Fall, das ist der Haarwuchs meines Vaters, die Wurstfinger, und die blauen Augen: Hallo, Oma.

Ahnen Sie es? Ja, oder? Sie merken: Sie sind nicht alleine hier. Im Spiegel ist man nicht alleine.

So weit so gut. Nun stellen Sie sich Ihr Morgenritual ohne Ihr Geschlecht und Ihren Namen vor. Bzw. stellen Sie sich hin und denken Sie nicht über Schönheit nach. Sondern über Atome. Sie sind geschaffen aus demselben Stoff, wie alle Körper. Aber nicht allen Atomen ist dieselbe Geschichte eingeprägt. Nicht jedes Atom trägt die Familie, die Sie morgens sehen, grüssen und wegschminken. Aber jedes Atom trägt die Geschichte, die Hitze, den Staub, die Muskeln einer Vergangenheit einer Familie im Innern.

Wir haben uns in diesem Heft entschieden für ein paar neue Wörter für dieses Morgenritual: 1. **Ahn**, der; Gen. -[e]s u. -en, Plur. -en (Stammvater, Vorfahr), 2. **ahnden** (geh. für strafen; rächen); 3. **ahnen**. Wir haben uns eines Morgens vor den Spiegel im Bad hingestellt und uns gefragt: Wer seid ihr? Sprecht!

Eva-Maria Dütsch

Ahnung

Vorwörter

Ahnden. Ahnen. Ahnung. Antlitz. Anonymität. Animus. Anus. Animation. Annahme. Anstand. Amen.

Prolog

Aha. Ob jedoch vollkommen verstanden wurde, ist nicht zu wissen. Doch. Ja. Obige Notizen waren wichtig für die Begegnung. Die Wörter lagen auf dem Küchentisch zwischen Kuchenkrümel und Kaffeekringel. Kugelschreiberspuren krallten sich auf zerknittertem Kassenzettel mit Fettflecken fest. Krakelig, krumm, Gicht verknotete A`s. Besonders auffällig bei Anstand und Amen.

Ein Federhalter mit goldener Spitze lag neben dem ausgetrockneten Tintenfass.

Alles Wörter ohne Ha! Sagte er. Ha, wie bei Haben. Haben wäre wichtig gewesen. Mut, Ehre, Gold und Geld.

Kein Haben ist ein Vergehen.

Wird geahndet.

Der Alte zitterte. Knorpelige Hand am Stock. Pergamenthaut mit sepiabraunen Tintenflecken.

Vergangenheit. Sagte ich.

Vergangenheit ist immer – sagte er. Drehte mir den krummen Rücken zu. Verschwand schlurfend in die dunkle Höhle seines Schlafraumes und schloss die Tür.

Es ist Zeit

Gehen wir.

Wir.

Der Ahn und ich. Was auch immer «Ich» bedeuten mag. Was auch immer «Er» bedeuten mag.

Er und ich.

Er – nur Ahn. Hinkend. Am Stock. An meinem Arm eingehängt.

Er – schwächlicher Träger eines schwergewichtigen Systems. Dünnes Haar. Rosa Haarboden. Sichtbar. Ahnen im Gepäck.

Sein Antlitz ähnelt meinem Antlitz. Eine Tatsache. Ein markanter Knorpel auf seiner Nase ist auch mitten in meinem Angesicht zu sehen, was ahnen lässt, dass Ahnen sich bis in die Gegenwart manifestieren.

Ich – mit Ahnung. Mit Anstand. Anerzogen.

Familie hat System. Familie ist System.

Eben.

Ich – bin dagegen.

Familie. Will sie hängen lassen.

Da.

Galerie der Ahnen:

Urahn, Ahn, Stammvater. Ahnen-Mutter, Ahnen-Tante. Alle.

Schwer bepackt.

Brust voller Orden für Ordnung. Auf weisser Weste aufgespiesst. Soldatische Ordnung. Schwert, Schwur und Säbel im System.

Ich – will da nicht hin!

Lass sie hängen!

Wart – keucht der Ahn am Arm.

Ohne Gold und Silber am faltigen Hals zuunterst an den Stufen stehend.

Wart!

Ich – warte.

Kein Wunder wollen wir nicht. Halsbrecherisch steil windet sich der Aufgang zu Ihnen hin. Sie, die hängen. Goldgerahmt.

Wir – auf der untersten Stufe. Stehen geblieben.

Er und ich.

Er – ein Anderer. Ahne ohne Orden. Anonym. Einer.

Und doch.

Seht sein Antlitz.

Genährt durch Ahnen.

Diebisch, mörderisch, pastoral. Doppelkinn.

Ich – Anus zusammengekniffen, angespannt. Ein Arschloch am Arm.

Und doch.

Seht mein Antlitz. Gespiesen durch Ahnung. Trotzdem hungernd.

Einmal Fritten, Curry-Mayo und Anerkennung bitte.

Speckfutter, Wurstmahlzeit.

Sonntagsbraten gespickt. Braune Bratensauce.

Kartoffelstock und stockender Atem von Zuviel, von Zuwenig.

Keuchend Stufen erklimmen.

Tod und Teufel erobern.

Ich – sehe. Weisse Bluse. Federboa. Ein aufgeplusterter Schwan.

Mir schwant Fürchterliches.

Ich – sehe. Brüste mit glitzerndem Schmuck geschmückt. Kristallen und kalt klackern Klunker auf rosa gemalter Haut.

Mund verkniffen, schmal geschminkt. Rot entzündet. Schmerz, ist zu ahnen. Hämorrhoiden am Anus, vielleicht.

Hund im Schoss. Pralinen im Teller. Gepolsterte Hände umfangen possierlichen Pudel. Weiss.

Weiss, das gepuderte Pokergesicht der Dame. Herzdame. Keine Regung, wo kein Regen.

Imponierende Pose für Prosa. Danke.

Ich – darf denken, was es will. Ohne Ahndung.

Und doch.

Halt. Stehenbleiben!

Wir – halten an. Nehmen Haltung an. Ha!

Er – der Ahne, keucht. Stramm stehen vor goldenem Rahmen. Turmhoch überragt von ihrem Haar. Das Diadem in die Kopfhaut gedrückt. Kugel blitzende Augen. Blank und blau den Betrachter getroffen.

Wenn Blicke töten, bist du tot.

Er – der Ahne, wankt. Kalkweiss faltet sich sein Mund über dem tabakbraunen Gebiss.

Gift. Glaub es. Sagt er.

Sie war Gift. Spie Galle und gebar den, den sie nicht wollte und den, den er sein sollte.

Er – flüchtete fluchend aus ihr hinaus in die Welt. Wurde ein Ich im System. War weich wie ein gekochtes Ei, fliessend, wandelbar.

Eine Minute Kochzeit für eine Männlichkeit.

Verlorengegangen. Verlaufen im mütterlichen Riesenbusengebirge.

Verletzt.

Geerbte Diamanten ritzen rubinrot.

Blutend entkommen aus tödlicher Umarmung.

Er – ein Schosshündchen.

Nummer Zwei neben weissem, leckendem Pudelchen.

Er – das Kind mit den goldenen Löckchen, entmannt, bevor zum Mann geworden. Zu Tode gezärtelt.

Der Ahne lässt meinen Arm los.

Er – stürzt.

Gebrochene Hüfte, gebrochenes Herz.

Eier ausgelaufen.

Furchtsam winselnd, sich schleppend, bricht er auf glanzvoll gebohnertem Bodenparkett zusammen.

Ich – hingegen, gehe. Vorbei.

Rosa Weiss

Die Menschen und die Dunkelheit

Ich stehe in der fremden Küche und finde mich zurecht. Die Erinnerung flackert im Herd. Draussen fegt ein Schneesturm über den Fjord, treibt die Eisschollen vor sich her, türmt sie am Ufer übereinander. Es riecht streng. Nach Hundepisse und Hundekot. Der Schnee deckt alles zu. Auch die Felszeichnungen. Unter der Schneedecke auf nacktem Fels liegen die Leben vor mir, die Erfahrungen, Sorgen, Freuden, der Alltag und das, wofür es sich zu leben lohnte.

Ich habe eine Mutter, zwei Grossmütter, vier Urgrossmütter, acht Ururgrossmütter, sechzehn Urururgrossmütter, zweiundreissig Urururgrossmütter und vierundsechzig Urururururgrossmütter. Sieben Generationen. Insgesamt hundertsiebenundzwanzig Ahninnen. Und dahinter noch viel mehr.

Ich bin die Suppe, die sie gekocht. Mit nackten Füssen trete ich in den Schnee auf den Fels. Unter mir jagen sie Rentiere, schleudern Harpunen auf Fische, segeln gegen den Wind, kochen Tran aus, nähen Kleider aus Robbenfellen, zeugen und gebären Kinder. Ich gehe meinen Weg, den meine Vorfahren schon gepfadet, stapfe aus deren Stapfen meine eigene Spur, Ahnungen und steinschwere Trauer im Gepäck, trinke deren Ängste, schlückchenweise, damit ich nicht die Hoffnung verbrenne. Ich lasse meine Vorfahren hinter mir. Sie werden immer hinter mir sein und versuchen, mit ihren Greisenfingern in mein Leben zu zeichnen. Sie werden immer meine Suppe sein. Am Wegrand lasse ich einen Stein nach dem andern zurück. Die Hoffnungen meiner Vorfahren aber wehen von hinten um mich herum, werden immer um mich herum wehen.

Der Sturm hat ausgetobt. Die flache Sonne ist ungesehen untergetaucht, es dämmert. Ich schliesse die Augen im fremden Haus, in der vertrauten Küche, rieche Rauch, Schweiss und Pisse aus zweihundert vergangenen Jahren. Menschsein stinkt. Vielleicht rieche ich auch die Angst. Menschenangst. Und die Liebe. Ich schäle und hacke die Zwiebel, warte auf die Suppe und den Tag dahinter, auf die Sonne. Auf die langen Tage. Ich warte in der Dunkelheit, während draussen der Mond heult und die Wölfe sich verstecken. Meine Füsse packe ich ein, lasse sie erst in meinen Träumen wieder frei, damit sie ihren Weg finden.

Schnee fällt und deckt alles zu. Die Ahnung bleibt. Dass ich mich in jeder Küche zurechtfinden werde.

* * *

Ich stehe vor dem offenen Kühlschrank. Als das Leben noch eine Suppe war, denke ich. Und Kochen eine Ahnung.

Vielleicht stand sie früher hier. Oder oben auf dem Estrich, wo die Wäsche an der Leine hing und gefror. Oder unten im Keller. Plumpste mit den anderen ins Täuferversteck, die steifen Hemden im Arm. Hielt sich still im Finstern. Sie trug eine Tracht, trug Holz und Wasser, einen Ring, ein Kind unter dem Herz. Sie ging gebeugt durchs Leben. Ein Gehängter in der Familie wog schwer. Mehr als sieben Generationen.

Ich stapfe aus den Stapfen meine eigene Spur. Angst klebt wie Fett an der Hoffnung. Ich rühre und fische aus der Suppe, was vor Jahrtausenden in eine Gletscherspalte gefallen und nun wieder an die Oberfläche treibt, aufgetaute Proviantresten und alte Geschichten.

Ich schliesse den Schrank, meine Augen, erahne den Geruch von Tabak, Petroleum, Kuhmist und Schweiss. Ich schäle die Hoffnung, Schicht um Schicht, warte auf die Suppe, auf das Ende des Kriegs. Sie wartet mit mir in der Dunkelheit, während draussen der Berg bebt und die Wölfe zurückkommen. Sie betet. Ich esse die Suppe und lasse meinen Füssen freien Lauf. Überleben.

* * *

Ich blicke in den Küchenschrank. Dort steht ein Pack Rosinen. Ich klaube eine Handvoll verschrumpelter Beeren heraus, schiebe mir eine nach der anderen in den Mund. Überbleibsel aus der Vergangenheit, kostbare Süsse für schwierige Momente.

Meine Küche ist eine Ahninnengalerie. Die Ölbilder – ich schaue sie nicht an, zu düster, zuviel Fett, zu oppulentes Leiden. Ich warte auf Ebbe, dann sehe ich die anderen, die Schattenfiguren, die hager und frierend über die Frühlingswiese humpeln.

Ein holpernder Leiterwagen voller Uniformen, gezogen von Händen mit zerstochenen Fingern, Händen, die nähten und kochten und putzten und wuschen und die vaterlose Kinderschar alleine grosszogen.

Füsse in Schnallenschuhen, weiss bestrümpft, stolperten aus dem Rampenlicht ins Dunkle, über Krokusse mit Frosträndern, die zerbarsten unter der Zwillingslast. Da war kein Platz für Musik und Träume, keine Luft mehr zum Atmen. Das Lied tönte fort, als wärs ein Kind von ihr.

Ein unscheinbarer Nachmittag, sie stahl ihn wie einen reifen Apfel, ganz für sich allein, stahl sich davon. Und kam am Abend wieder zu ihrem Gatten zurück, der in der Küche sass und weinte. Ein Augenblick der Nähe, auch wenn sie einander längst nicht mehr kannten.

Und da war noch das Pferd, das an die Armee abzugeben sie sich weigerte, sie zog es am Halfter den langen Weg bis in die Stadt, stellte sich vor der Kaserne auf und blieb dort stehen, den ganzen Tag, strickte und wartete in der glühenden Sommerhitze, bis man ihr schliesslich erlaubte, mit dem Pferd nach Hause zu gehen.

Ich habe eine Mutter und einen Vater, zwei Grossmütter und zwei Grossväter, vier Urgrossmütter und vier Urgrossväter, acht Ururgrossmütter und acht Ururgrossväter, sechzehn Urururgrossmütter und sechzehn Urururgrossväter, zweiundreissig Urururgrossmütter und zweiunddreissig Urururgrossväter, vierundsechzig Urururgrossmütter und vierundsechzig Urururgrossväter. Sieben Generationen. Insgesamt zweihundertundvierundfünfzig Ahninnen und Ahnen. Und dahinter noch viel mehr.

Ich stelle das Pack Rosinen zurück, das heute einen ganz anderen Wert hat als nach dem Krieg, während des Krieges, vor dem Krieg, was immer auch nach dem Krieg ist. Es ist Zeit zu kochen.

Ich gehe meinen Weg, meine eigene Spur. Manchmal kreuze ich die Ahnenstapfen, rühre in der Ursuppe, deren Duft ich wiedererkenne, blicke in ein vertrautes Gesicht, das mich anschaut: Bist du mich? Dann bleibe ich stehen, grüsse und verweile. Warte in der Dunkelheit. Warte, bis die Flut steigt, bevor ich meine Füsse zurück auf den Weg schicke.

Ich weiss, dass ich mich in jeder Küche zurechtfinde. Und dass ich schon viele Steine am Wegrand zurückgelassen und viele Spuren gekreuzt habe. Und dass Rosinen mir helfen, den nächsten Schritt zu tun.

Elisabeth Hostettler

ahnen

Aufgehen und untergehen
Das macht die Sonne
Wir machen dasselbe
Wir stehen auf
Und legen uns wieder hin
Dazwischen liegt die Zeit
Die Zeit der Ahnen
Ich muss mich nicht mal abziehen
Kann mit den Kleidern abliegen

Die Erde hängt in der Luft
Ich liege ganz ruhig da und warte
Die Fenster schauen mich an
Da ist der Schleierberg mit Wald
Dort der abschüssige Weg
Die Ahnen wohnen hinter dem Kachelofen
Wenn es ganz ruhig wird, kommen sie hervor
Essen Heringe
Beissen die Köpfe ab und spucken sie aus den Fenstern
Alle sind da
Ich erkenne sie an ihrer Atemluft
Und am Schluckauf

Manchmal tun sie als ob es hässlich wäre
Ist es aber nicht
Es ist die Höflichkeit der Natur
Das spezifische Gewicht Russlands wiegt schwer
Und überflutet Europa

Das offensichtliche Licht gleitet durch Felder
Sucht Zwischenräume
Erdanziehungskraft bildet Luftblasen auf den Bäumen und Hügeln
Vögel sammeln sich, schnattern ungeduldig und fliegen ab
nach Afrika

Die Rettungsmannschaften eilen in Apparaten herbei
Rauschen im Heissluftballon
Strickleiter
Die Schilder müssen neu geschrieben werden
Festhalten am Rand
Nichts anderes als warten
Warten auf das Trocknen der Haut und der Kleider
Das Land kommt wieder zum Vorschein.
Im Schatten von Schilf

Beschäftigtes Tun
Gedichte Hände
Das Jetzt
Vorhofflimmern der Liebe
In den Kammern der Ahnen.

Irmeli Kivijärvi Vogt

Der andere Grossvater Eberhard

Der andere Grossvater verliess Finnland Ende des vorletzten Jahrhunderts und wollte nach Amerika.

Er bestieg das Schiff mit anderen Emigrierenden im Hafen von Åbo.

Zur dieser Zeit gehörte Finnland noch zu Russland unter Zar Nikolaus dem Zweiten, der Grossfürst von Finnland war.

Sie segelten nach Hull zur Westküste Englands.

Dort wurden sie gründlich begutachtet und getestet für die Überfahrt nach dem ersehnten Amerika.

Zu seinem grossen Leidwesen hatte er geschwollene rote Augen von der Meeresfahrt, die drei Tage und zwei Nächte gedauert hatte.

So bekam die Reise ein jähes Ende und Eberhard musste nach Finnland zurückkehren.

Die Metamorphosen der Ahnen haben ihre eigenen Naturgesetze.

Wir liegen an einem Ort ab und wachen an einem anderen Ort auf.

Sie können auch Generationen überspringen.

Ich zum Beispiel.

Ich lag in Finnland mitten in den Seen und wachte eines Morgens in Herisau auf.

Dafür musste Eberhard zurück nach Finnland gehen.

Da ist sie wieder.

Die Höflichkeit der Natur.

Irmeli Kivijärvi Vogt

Die Türe

War diese Türe schon immer da gewesen? Ich war auf meinen Spaziergängen dutzende Male an dieser steinernen Umfassungsmauer vorbeigekommen, sie war mir bisher nie aufgefallen. Es war eine alte, blau gestrichene Holztür, die Farbe leicht verwittert, oben schloss sie mit einem halbrunden Bogen ab. Fasziniert blieb ich stehen. Möglicherweise war sie früher von Gestrüpp, Efeu oder Moos verdeckt gewesen, das kürzlich entfernt worden war.

Ausser zwei schlichten Metallbändern, die oben und unten das Türblatt überquerten, hatte die Türe keine Verzierungen, der Türrahmen war aber aus sorgfältig behauenen Steinen gefügt. Irgend etwas sprach mich unmittelbar an, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und ging ein paar Schritte über die Wiese auf die Türe zu. Ich drückte auf die metallene Klinke – sie war verschlossen.

Die Mauer umfasste ein ehemaliges Gestüt, das schon einige Zeit leer stand. Das alte Ehepaar war gestorben, ob sie Kinder gehabt hatten, weiss ich nicht. Jedenfalls wohnte niemand mehr dort.

Ich stapfte zur Strasse zurück. Das Umland war ungepflegt, niemand bewirtschaftete die Felder, die Nachbarhöfe lagen einige hundert Meter entfernt. Ziemlich einsam.

Weiter vorn machte die Strasse eine Kurve, dahinter gab es eine breite Einfahrt in den Hof, der Zugang war mit einem einfachen Holzgatter abgesperrt. Von hier aus war das gesamte Areal mit Haupthaus, Nebengebäuden und Pferdestall gut einzusehen. Alles wirkte heruntergekommen. Ich suchte sogleich die Seite ab, wo ich den schmalen Eingang durch die Holztür vermutete, aber von innen war die Mauer lückenlos. Seltsam. War der Durchgang zugemauert worden? Oder suchte ich am falschen Ort? Meine Neugierde war geweckt. Ich hatte grosse Lust, das Rätsel zu lösen und überlegte mir, über das Gatter zu klettern, wagte es dann aber doch nicht. Ich wäre mir wie eine Einbrecherin vorgekommen.

Ich setzte meinen Spaziergang fort, nahm mir aber vor, herauszufinden, wem der Hof jetzt gehörte und ob er vielleicht verkauft werden sollte.

Das Inserat, das ein paar Wochen später in der Lokalzeitung erschien, war klein und leicht zu übersehen. Aber seit mein Interesse erwacht war, hatte ich in jeder Ausgabe danach gesucht. *Reiterhof mit Wohnhaus, div. Nebengebäuden und Pferdestall zu*

verkaufen. Renovationsbedarf. Grosser Umschwung. Besichtigung nach Vereinbarung.

Für die Kontaktaufnahme war eine Chiffre angegeben. Ich staunte, dass es das überhaupt noch gab und meldete mich auf diesem Weg. Wenig später lag ein Brief mit einem Termin in meinem Briefkasten. Ich solle am kommenden Donnerstagabend um 17 Uhr beim Gatter warten.

Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich den Hof ja nicht kaufen wollte, ich war bloss neugierig. Aber eine Interessentin spielen konnte ich allemal. Ich beschloss, mit dem Auto vorzufahren, zog mich sportlich-elegant an, so wie ich mir eine reiche Pferdeliebhaberin vorstellte. Fünf vor fünf stand ich vor dem Eingang. Ein kalter Landregen hatte eingesetzt, der Boden war aufgeweicht. Zudem war es jetzt, anfangs November, ziemlich düster um diese Zeit. Ich fröstelte unter meinem Schirm. Überlegte mir, ob ich nicht einfach wieder gehen sollte. Mein Drang, diese alten und klammen Gebäude zu besichtigen, war verflogen.

Ich drehte mich entschlossen um und hätte ihn beinahe umgerannt. Dicht hinter mir stand ein alter Mann in einer triefenden Regenpelerine, leicht nach vorn gebeugt. Ich hatte ihn nicht kommen hören. Sein Gesicht war wettergegerbt, von tiefen Furchen durchzogen, die buschigen grauen Augenbrauen verdeckten seine Augen fast vollständig.

«Hier» – er streckte mir einen altertümlichen Schlüssel aus Eisen entgegen, am langen Stiel war oben ein Ring, unten ein gezackter Bart. «Ich habe nicht viel Zeit. Sie können den Hof alleine besichtigen. Den Schlüssel können Sie mir später zurückgeben.» Seine Stimme knarzte rau, als hätte er sie schon lange nicht mehr gebraucht.

Das Holzgatter war mit Ketten und Vorhängeschloss gesichert, da passte dieser Schlüssel nicht.

«Wie komme ich hier rein?» fragte ich unsicher – doch der Alte war bereits wieder verschwunden, so lautlos, wie er aufgetaucht war.

Unschlüssig stand ich da. Meine Schuhe waren durchnässt, die Füsse eiskalt.

Sollte ich nach Hause gehen? Was hatte ich hier eigentlich verloren?

Inzwischen ahnte ich, zu welcher Türe dieser Schlüssel wohl passen würde. Genau das hatte ich mir ja gewünscht, nur deshalb hatte ich Kontakt aufgenommen: ich wollte durch diesen

geheimnisvollen Eingang eintreten, wollte herausfinden, wie das möglich war, dass der Durchgang von innen her nicht zu sehen war. Aber mittlerweile war es nahezu dunkel, und das Anwesen war unbeleuchtet. Ich wollte lieber bis morgen warten. Schlotternd eilte ich zurück zu meinem Auto und stellte auf der Rückfahrt die Heizung auf die höchste Stufe.

Ich hatte mir bequeme Laufschuhe angezogen. Ich stand vor der blauen Holztür mit den Eisenbeschlägen, steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn mühelos. Dann drückte ich auf die Klinke – die Türe schwang lautlos nach innen auf. Kein Knarren, kein Quietschen – Stille.

Ich befand mich in einem engen Gang, der innerhalb der Mauer nach rechts führte. Das wenige Licht, das durch die offene Tür fiel, zeigte zu beiden Seiten grob gefügte Steinmauern. Der unebene Pfad war von einer Staubschicht bedeckt. Bald musste ich mich der Mauer entlang vortasten, es wurde immer dunkler. Doch dann entdeckte ich zur linken Hand einen schmalen Lichtstreifen am Boden, dort befand sich eine weitere Türe, ebenfalls abgeschlossen. Der Schlüssel passte auch da, die Holztür ging auf: Direkt in einen hell erleuchteten Raum.

Es war eine Art Küche, es wimmelte von Menschen, die alle emsig beschäftigt waren, um grosse Holztische herumstanden, Berge von Gemüse schälten und schnitten, oder in dampfenden Töpfen rührten, die an Ketten über offenen Feuern hingen. In einer Ecke zerhackte einer mit einem Beil Fleisch in kleinere Stücke. Es wirkte wie ein mittelalterliches Gemälde, auch die Kleidung der Leute war entsprechend: Lange Röcke bei den Frauen, Kopftücher, Schürzen, die Männer trugen eigenartige Beinkleider, Holzpantinen an den Füssen. Ich blinzelte mehrmals, trat ein paar Schritte vor – niemand beachtete mich. Erst jetzt fiel mir auf, dass niemand redete, es war vollkommen still. Nicht einmal die Geräusche der Küchenmesser waren zu hören, des Beils oder des Kochlöffels – kein Laut. Ich wagte mich etwas weiter in den Raum, rief halblaut: «Hallo?!» – Mit einem Schlag hörten alle auf zu arbeiten und schauten zu mir. Eine der Frauen, die an einem Kamin stand und in einem der riesigen Kochtöpfe rührte, winkte mir zu. «Komm! Du hast sicher Hunger. Die Suppe ist fertig, komm!» Die Stimme erinnerte mich an meine Mutter, überhaupt sah sie meiner Mutter sehr ähnlich, nur hatte diese nie eine solche Haube getragen. «Mama?» Aber sie war doch

schon seit ein paar Jahren tot! Und neben ihr, der Mann, der ein dickes Holzscheit ins Feuer schob und mir zulächelte, war das nicht mein Vater?

Auf einmal hörte ich alle Geräusche, das Hacken, das Schlagen, das Zischen und Schaben – es herrschte ein solcher Lärm, dass ich die Antwort meiner Mutter nicht verstand. Verwirrt schaute ich mich um, erkannte immer mehr Menschen in diesem rastlosen Treiben. Meine verstorbene Grossmutter, jünger, als ich sie in Erinnerung hatte, zwei Tanten, meine Lieblingslehrerin, ein Nachbarskind, das unters Auto gekommen war – je genauer ich schaute, desto mehr merkte ich, dass sie mir alle bekannt vorkamen, irgendwie.

Sie hatten sich längst wieder von mir abgewendet, machten ihre Arbeit, ohne sich um mich zu kümmern. Jeder schien nur mit sich selber beschäftigt, sprach nicht mit den anderen. Eigenartig. Auch meine Mutter kam mir wieder fremd vor, glich ihr gar nicht mehr besonders. Der Mann, den ich für meinen Vater gehalten hatte, pumpte jetzt mit einem grossen Blasebalg Luft ins Feuer und schüttelte ganz leicht den Kopf, als ich «Papa?» sagte. Ich war vollkommen durcheinander, ging langsam rückwärts zur Tür. Die Geräusche wurden leiser, die Szene gerann zum Bild, wurde sepiafarben wie ein altes Foto. Ich schlüpfte zur Türe hinaus, schloss sie hinter mir und eilte durch den Gang zurück nach draussen. Nachdem ich auch die blaue Tür mit dem Schlüssel verschlossen hatte, atmete ich tief durch. Und wie aus dem Nichts stand der alte Mann von gestern wieder da, streckte wortlos die Hand aus und ich legte ohne zu überlegen den Schlüssel hinein.

Ich muss todmüde ins Bett gefallen sein. Ich erinnere mich nur noch, dass ich mit Kopfschmerzen und hohem Fieber aufwachte und den ganzen Tag im Bett verbrachte. Frierend, schwitzend, vor allem schlafend. Ich trank viel Tee, essen mochte ich nichts. Am Tag darauf fühlte ich mich etwas besser, war aber tief erschöpft. Sobald ich wieder klarer denken konnte, fragte ich mich, ob ich den Besuch in dieser sonderbaren Küche tatsächlich erlebt hatte. Oder nur geträumt? Seltsam war nur, dass meine Laufschuhe total staubig waren, und der grosse Schlüssel, den ich in der Diele auf die Kommode gelegt hatte, unauffindbar blieb.

Dorothea Zingg

Blut

Blut …
Akut
Wut – absolut
Flut
Blut, Blut, Blut!!
Blut …
Missmut
Wehmut
Mut
Blut …
Blut …
Wankelmut
Sanftmut
Langmut
Gleichmut
Blut …
Übermut
Blut …
Lebensmut
Wohlgemut
Blut …
Ahnen-Gut!

Lis Rytz

Leben

Ich hab ein Leben bestellt,
vor langer Zeit, fern dieser Welt.
Die Seele traf die Wahl.

Ich hab ein Leben bestellt,
das viel Freude bereit hält.
Glück, Humor, Erfüllung dazu.

Die Seele ist nun Gast im Weltengrund.
Das Ego tut klar seine Meinung kund.
Sie kämpfen um das, was gilt.

Schatten und Schicksale dieser Welt,
wichtig scheint Macht, Status, Geld.
Was wählst du, meine Seele?

Und doch sind wir unterwegs zum Licht.
Viele andere sind auch darauf erpicht,
Anbindung zum All-Eins-Sein.

Ich hab ein Leben bestellt,
die Ahnen-Linie ist sichergestellt,
Voran Gegangenes lebt mit.

Ich hab ein Leben bestellt,
falls es sich nicht nach Plan verhält,
geht's dann ins Paradies zurück?

Lis Rytz

Wochenende im Jahre 1960

Samstag

Wir leben in einer kleinen alten Wohnung an der Altwiesenstrasse. Mein Vater arbeitet am Schalter des Postamtes im Zürcher Hauptbahnhof. Auch am Samstag.

Ich freue mich auf den samstagnachmittäglichen Spaziergang und wünsche mir, dass wir zum kleinen Weiler Stettbach mit dem Ententeich gehen. Am Weg dorthin steht ein Milchhäuschen. Mit Spannung erwarte ich immer, ob dort die Tafel aufgestellt ist, auf der steht, dass es Fondue-Wetter sei. Wenn ich auch noch auf den Schultern meines Vaters reiten darf, bin ich glücklich.

Zum Znacht gibt es kalte Platte. Nach dem Abwaschen des Geschirrs ist Schuhputzzeit. Die Schuhe, bereits gewaschen und trocken, liegen nebeneinander auf dem Küchenboden. Sie warten darauf, für den Sonntagsausflug gewichst und auf Hochglanz poliert zu werden. Mein Vater holt die metallene Schuhputzkiste. Wie lustig sie aussieht! Wie ein langgezogenes und fensterloses Haus mit einem roten und in der Mitte auseinanderklappbaren Dach. Über den Dachfirst zieht sich der Henkel der Kiste.

Die Kiste ist in drei Abteile gegliedert. Die verschieden Putzutensilien sind darin ordentlich versorgt. In eingeübter Routine verrichtet mein Vater seine Arbeit. Mit dem Wichslappen, der schon viele schwarze und braune Flecken hat, trägt er die Schuhwichse auf, bürstet die Schuhe danach energievoll, um sie dann mit einem sauberen Lappen auf Hochglanz zu polieren. Jetzt sind die Schuhe bereit für den Sonntagsausflug nach Luzern.

Sonntag

In Hirzenbach wartet schon der Kopfautobus. Ich nenne ihn so, weil er wie ein urzeitlicher Koloss mit hervorstehender Stirn aussieht. Ich liebe diesen Hochlenkerbus, der als Nummer 62 auf der Strecke Hirzenbach - Sternen Oerlikon verkehrt. Wie sehr wünschte ich mir, einmal dort oben neben dem Buschauffeur zu sitzen und in die Weite zu schauen!

Das Zürcher Wappen auf den blauen Bussen und Trams der Städtischen Verkehrsbetriebe mit den beiden Löwen links und rechts, sowie der dreizinnigen Mauerkrone machen mir Eindruck. Die Einstiegstüre ist zuhinterst, wo der Kondukteur auf einem erhöhten Platz auf einer Art Kanzel sitzt. Er ist umgeben von seinen Arbeitsutensilien, dem Münzwechsler und Zahlteller, den papierenen Billets, die er den Passagieren verkauft, und der Zange, mit welcher er in die Billets kleine Löchlein knipst.

In Hirschen Schwamendingen steigen wir in den Bus Nummer 72 um, einen gewöhnlichen Bus mit flachem Gesicht und einem leicht gebogenen Dach. Wir fahren via Friedrichstrasse bis Milchbuck. Bei der Busstation Frohburg, auf dem höchsten Punkt der Strecke gelegen, freue ich mich über das hübsche sechseckige Wartehäuschen. Das sieht so gemütlich aus!

Mit dem Tram geht es weiter zum Hauptbahnhof. Unser Weg führt an der Bahnhofpost vorbei zu den Billettschaltern, wo mein Vater die Billette kauft.

Überall herrscht geschäftiges Treiben. Lautsprecheransagen sowie Klappern und Pfeifen erfüllen die Bahnhofshalle. Die Kondukteure hängen die metallenen Tafeln an den Eisenbahnwagen um, die das Ziel der Eisenbahnfahrt anzeigen. Mir imponieren die Uniformen der Kondukteure. Diese Mützen mit dem weissen Kreuz im roten Feld, dem weissen Flügelrad und dem Silberstreifen rund um den Hut, dem glänzend schwarzen Dächlein vor der Stirn, die fast bis zu den Knien reichende rote Umhängetasche mit dem langen, roten Lederriemen.

Wir sitzen in der Eisenbahn und öffnen die Fenster.

Ich strecke meinen Kopf hinaus, so weit ich kann.

Der Kondukteur schwenkt seine grüne Kelle.

Schrill lässt er die Pfeife erschallen,

das Signal zur Abfahrt.

Er schwingt sich elegant

auf den schon fahrenden Zug.

Holpernd fährt dieser über Weichen,

Findet seine Schiene nach Luzern.

Auf der Weiterfahrt dann

dies rhythmische Geräusch

dadamm – dadamm – dadamm.

Kaum in Fahrt, schon kommt der

erste Tunnel und an dessen Wand

verfolge ich die lange Schlange,

ihr wellenförmiges Auf und Ab.

Ewig soll es doch so weitergehn,

dies Schweben in der Zwischenwelt.

Weiter, immer weiter fahren.

Ich träume vom Leben

als Reise mit der Eisenbahn

aus einem dunklen Nirgendwo

hinaus in die unbekannte Welt

voller Verlockungen

und Verheissungen.

Ich träume,

baue Luftschlösser.

Dadamm – dadamm – dadamm

Ich laufe über ein weites Feld. In der Ferne sehe ich einen von links kommenden Zug. Rechtzeitig erreiche ich das Bahntrassee und ich springe auf den ostwärts fahrenden Zug. Ich laufe in Fahrtrichtung. Ich will zum Lokomotivführer. Unverhofft komme ich bei einem Wagen mit Elefanten an. Meine Lieblingstiere! Wie wohlig ist mir, als ein Elefant zu mir kommt und mich in seinen Rüssel einwickelt. Jäh ist aber mein Erwachen aus dem Traum, als mich der Elefant auf eine Plattform in einer Ecke des Wagens legt und sich anschickt, mich zu zertrampeln.

Unser Sonntagsausflug geht von Kopfbahnhof zu Kopfbahnhof. Mir gefällt die aussichtsreiche Fahrt entlang des Zürichsees und ich bewundere die vielen Stationstafeln und Bahnhofsuhren auf den Bahnhöfen, die Pause des Sekundenzeigers nach dem Ablauf jeder Minute. Fasziniert bin ich von den entgegenkommenden Zügen während der Fahrt. Immer sieht es so aus, als würden die zwei Züge zusammenstossen. Das ist ein kribbelndes Erlebnis. Jedes Mal bin ich erleichtert, wenn sich im letzten Moment herausstellt, dass die Züge aneinander vorbeifahren.

Die Endstation unseres Ausfluges heisst Friedental. Ziel der Reise ist der Friedhof. Hier ruhen die Eltern meines Vaters.

Müde und wie in einen Wattebausch gehüllt stehe ich mit meinen Eltern am Familiengrab. Sie beten, murmeln und bekreuzigen sich. Ich fühle mich allein. Wer waren die Menschen, die meine Grosseltern sein sollen? Ich stelle Fragen. Immer die gleichen.

Wann sind sie zur Welt gekommen.

Wo haben sie gewohnt.

Wie sind sie gestorben.

Warum ist Onkel Pauli gestorben.

Wie alt war er.

Was ist mit Onkel Bucheli passiert.

Die Antworten meines Vaters sickern in mich ein. Sie werfen weitere Fragen auf. Ich will es genauer wissen, bohre weiter.

Vielsagende Mimik meiner Eltern.
Hilfesuchender Blick meines Vaters.
Strenge Zensurblicke meiner Mutter.
Vaters Räuspern beim Ausholen zu einer Antwort.

Ich schaue zu meiner Mutter.
Sie schweigt auf den Stockzähnen.

Täuschung. Irreführung.
Ahnungen nisten sich ein.
Sie beschweren mein Leben.

Rita Weibel

Allerseelen

Mona sitzt auf der Ofenbank in Mamis früherem Elternhaus. Nach dem frostigen Gang über den Friedhof geniesst sie die Wärme des Ofens, streichelt die Katze und betrachtet das gerahmte Foto an der Wand gegenüber. Es zeigt einen Mann und eine Frau, Monas Grosseltern, die sie nicht gekannt hat, weil sie bei ihrer Geburt schon tot waren. Mami hat erzählt, das erste Haus der Grosseltern sei abgebrannt, kurz nach deren Hochzeit. Sie mussten ein neues bauen, eine Versicherung gab es nicht. Die schulentlassenen Kinder wurden in die Fabrik geschickt, auch Mami, oder sie ging freiwillig um den verschuldeten Eltern zu helfen.

Mona steigt vom Ofen hinunter, wohlig aufgewärmt. Da öffnet sich die Stubentür, die Tante kommt mit einem herrlich duftenden Chrysanthemen-Strauss herein.

Marlise Baur

Ahnengalerie

Wenn wir nach der Pause im Singsaal des Sekundarschulhauses auf den Lehrer warteten, hatte ich Zeit genug, die an den Wänden angebrachten gerahmten Porträts von berühmten Musikern und Komponisten zu betrachten. Da gab es den Johann Sebastian Bach, ein rundliches Gesicht überdacht mit dicker Perücke und Joseph Haydn mit über den Ohren aufgerollten Locken. Ferner schaute uns durch kleine ovale Brillengläser der kraushaarige Schubert an, und schliesslich grüsste unbebrillt, mit moderner Glatthaarfrisur, Frederic Chopin.

Meine Träumerei war zu Ende, als der Lehrer erschien und uns beauftragte, das Singbuch auf einer bestimmten Seite zu öffnen, während er sich an den Flügel setzte und das zu erlernende Lied einspielte.

Marlise Baur

Haargenau

Da sass ich vor dem breitgerahmten Spiegel im Coiffeurstuhl, zum erstem Mal in diesem Salon. Als sie mich empfing, nannte mir die Coiffeuse ihren Namen, einen wie ich ihn noch nie vernommen hatte. Ob ich ihn nochmals hören dürfe, fragte ich, als ich Platz genommen hatte und daran scheiterte, die für mich sinnlose Silbenfolge nach zu sprechen. Es wird wohl «Liebliches Mädchen», «Morgenstern», «Kind der Liebe» oder dergleichen bedeuten, dachte ich mir. Es gab eigentlich keinen Grund für mein: «Und? Bedeutet der Name etwas?», während sie mir den Coiffeurmantel umlegte.

Jetzt, wo ich davon erzähle, kann ich das Wetterleuchten in ihrem Gesicht lesen, welches mir der Spiegel zuwarf. Sie liess sich Zeit. Was konnte schon dabei sein. Der Spiegel vor mir warf mir das Bild der hinter meinem Stuhl stehenden jungen Frau mit blondiertem Haarschweif zu. Die Arme hängend, die Finger müssig, erwog sie die Lage.

Ich sehe sie vor mir, verwundert und verfangen. Nachdem ich alles weiss, was ich damals nicht ahnte, kann ich mir Einiges vorstellen: verschluckte Fragen, löcheriges Schweigen, düstere Erbschaften.

Damals im Spiegelglas – da sah ich bloss so einen Punkt zwischen uns brennen. Meine Augen wollten ihm ausweichen. Es war nie meine Absicht gewesen, ein Fährtenhund mit tiefer Nase zu sein, bestimmt nicht. Es wäre das letzte gewesen, was ich gewollt hätte.

Lose liess sie die Schere, die sie ergriffen hatte, an ihrer Hand baumeln und murmelte: «Ja, ja ..., wegen meinem Namen ..., eigentlich bedeutet er schon etwas ..., ich muss überlegen.» Sie schaute ohne weiter zu sprechen über mich hinweg, die ich vor ihr im Coiffeurstuhl sass. Auch sie blickte tief hinein in die Abfolge von Spiegeln, denn der Spiegel, in den wir beide nach vorne sahen, wurde von einem Spiegel an der Rückwand des Salons reflektiert. Dort drin, in der Spiegelflucht wollte ihr Blick den meinigen auffangen. Wie ein Lot, das den Grund sucht, senkte er sich in meine Spiegelaugen. Wir schienen uns beide davor zu wappnen, auf das gerissene Reh zu stossen, wohin die Fährte in den kalten Spiegelwald führt, wo es mit seinem Kitz im Schweiss liegt.

Sie wandte, immer noch schweigend, ihren Blick von mir ab auf die Schere. Ihre Finger bewegten die beiden Klingen gegeneinander, als prüfe sie den Schliff, ob er taugt, um locker und präzis durchs Schnittgut zu gleiten. Aus dem Radio ertönten die schleifenden Töne einer Mundharmonika: «Spiel mir das Lied von Tod». Die Coiffeuse steckte die Schere ein und wischte meine Frage nach der Bedeutung

oder sinngemässen Übersetzung ihres Namens weg: «Wir wollen vor dem Schnitt zum Waschbecken gehen.»

Ich raffte den Friseurmantel und folgte ihr.

Im Nachhinein schaue ich wie in einem Film auf eine Szene, die sich im Salon so natürlich nicht abgespielt hatte: ich sehe zwei alte Frauen bei den Waschbecken. Ich bezeuge, wie gründlich sie ihre Hände waschen. Die beiden stehen im Grossmutteralter; zwei, die gehörig in einem fruchtbaren Pflanzblätz gewühlt haben müssen. Der Körperbau der einen und der Ausdruck der anderen erinnern mich an die Coiffeuse. Wann immer ich diesem Coiffeur-Besuch nachsinne, ihn Wort für Wort, Szene um Szene nochmals durchgehe, erscheinen sie auf dem Filmset. Natürlich war im Salon der Waschplatz, an den ich geführt wurde, frei. Da gab es niemanden ausser mir; alles nur Kopfkino.

Ich setzte ich mich und ordnete den Umhang.

«Ich erzähle Ihnen jetzt die Geschichte meines Namens», begann die Coiffeuse. Ihre Worte glucksten mit dem lauen Wasser aus der Brause, das sie über den Kopf laufen liess, sanft in mein Ohr. «Als ich auf die Welt kam, war ich das sechste Mädchen. Da sagten meine beiden Grossmütter, die auf einen Sohn gehofft hatten: «Es reicht jetzt; genau so soll das Kind heissen: ‘Es reicht jetzt.’ Das Protestieren meiner Mutter half nichts.» Dann schob die junge Frau in breitem Schweizerdeutsch nach: «‘Es längt’ oder auch ‘Äs längt öppe’. Das bedeutet mein Name.» Ich fand keine Worte und glaube, dass sie auch keine vermisste, denn sie erzählte weiter: «Das siebte kam – der ersehnte Sohn. Er wurde verwöhnt, der Bruder. Mit achtzehn, im schnellen Auto, verunfallte er schwer.» Und erneut fand ich keine Worte. Es waren auch keine nötig. Ihre Stimme glich einem See nach dem Sturm. Bald sass ich mit aufgewickeltem Haar unter der Trockenhaube.

Nach dem Lock down will ich mir wiederum von ihr die Haare machen lassen und sie fragen, ob ich meine Geschichte, welche die ihrige ist, erzählen dürfe. Aber da habe ich ihren Namen erneut vergessen und den Zettel, auf dem ich ihn notiert hatte, verlegt. Als ich im Salon anrufe, kann ich den Wortklang nur vage wieder geben. Man wisse von keiner Coiffeuse dieses oder eines ähnlichen Namens, heisst es. Es seien seit dem Lock down auch nicht mehr alle Coiffeusen im Geschäft tätig, sagt man mir. Es ist Juni inzwischen. Demnächst jährt sich der Frauenstreiktag, geht es mir durch den Kopf.

Ein paar Tage später gerate ich beim Fernsehschauen tatsächlich auf eine

Sendung über den Frauenstreik. Der Bildschirm überquillt in violett und pink. Frauen, von verschiedenen Seiten einströmend, füllen die Strasse. Nicht zu entziffern, was auf den mitgeführten Pappschildern steht. Aber an der Spitze des Zuges, geradewegs auf mich zuhaltend, die ich auf dem Stubensofa sitze, führen sie ein Transparent mit sich. In Strassenbreite, lilafarben. Darauf geben sie in selbstgemalten, bunten und riesengrossen Lettern die Parole aus: «Äs längt jetzt!»

Renata Huonker-Jenny

Blanke Fläche

Erinnerung lügt. Mary weiss das. Je länger etwas zurückliegt, desto mehr Lücken. Das Gehirn füllt sie mit Kontext, verknüpft Fragmente zu Geschichten, die so nie stattgefunden haben. Vergangenheit kennt keine Wahrheit.

Mary hat sich noch nie auf ihr Gedächtnis verlassen. Sie kümmert sich nicht um Vergangenheit. Was vorbei ist, ist vorbei. Keine Fotoalben. Keine Erinnerungsstücke. Keine Briefe. Mary bewahrt nichts auf. Sie schaut vorwärts. Kein Blick zurück.

Sie war ihren Töchtern eine liebevolle Mutter

Vater besteht auf diesem Satz im Nachruf seiner Ehefrau, Mutter von Fiona und Mary.

«Sie hat mich geschlagen, schon als kleines Kind. Mit einem Stock. Abends im Bett zusammengeprügelt. Und ich habe nie gewusst warum.»

Das entsetzte Gesicht des Vaters. «Was? Nein. Nie! Das hätte sie nie getan. Sie hätte niemals die Hand erhoben gegen euch.»

«Doch, Pa, das hat sie.»

Du warst dabei. Du hast die Türe zugezogen. Bist verschwunden, wenn sie den Stock geholt hat. Hast dich aus dem Staub gemacht. Mary sagt es nicht zu ihrem alten Vater. Auch nicht, dass Mutter auf dem Sterbebett dafür um Verzeihung gebeten hat. Für die Schläge. Mit dem Stock. Mit der Hand ins Gesicht. Und dafür, dass sie Mary schon als Zweijährige für mehrere Stunden in den Keller gesperrt hat. Naturkeller. Dunkel, kalt, feucht. Mary hatte es nicht mehr gewusst. Das hat sie der sterbenden Mutter auch gesagt: «Ich weiss das nicht mehr, kann mich nicht erinnern. Es ist alles gut.» Sterbende soll man gehen lassen. Absolution und loslassen. Was kümmern einen Dinge, die man nicht weiss.

Aber dann, nachträglich, die Bildfetzen. Die Kellertreppe hinuntergezerrt werden, mit allen Kräften dagegen antoben. Blackout. Albträume. Finger, die sich ins Fleisch krallen bis es platzt. Das Haus brennt. Schreie. Niemand hört dich. Im dunklen Keller, Tür abgeschlossen. Schon grösser jetzt, der Lichtschalter erreichbar. Einmachgläser öffnen, mit den Fingern eingelegte Kirschen, Apfel- und Birnenschnitze essen. Hineinspucken. Dreck hineinwerfen. Limonaden- und Saftflaschen antrinken. Mit einem Nagel Löcher in Kartoffeln und Äpfel stechen. Triumphgefühl. Soll sie mich doch totschlagen. Im Bett auf dem Bauch, Gesicht im Kissen. Mutter schlägt in einer anderen Welt. Es tut nicht mehr weh. Ausgebüxt. Geflohen. Mary weiss, dass ganz zuinnerst die Seele ist. Dort ist es hell und still. Dort ist sie sicher.

Mary beschliesst, die Bilder zurückzuschieben ins Nichtwissen. Hätte Mutter nichts gesagt, so hätte sie sich nicht erinnert, all das hätte nicht zu ihrer Biografie gehört. Wo keine Erinnerung ist auch keine Vergangenheit. Sie hatte es vielleicht erlebt, aber nicht gespeichert. Zumindest nicht im Gedächtnis. Vielleicht anderswo. Im Körper. In den Reaktionsmustern. Im vegetativen Nervensystem. Die nervösen Störungen ihrer Verdauung, für die es keine medizinische Erklärung gibt. Die unvorhersehbaren Panikattacken. Dass sie am liebsten allein ist. Oder mit den Tieren, denen sie ihr Leben widmet. Alle menschlichen Beziehungen gescheitert. Eigenbrötlerin. Kinderlos. Wie Fiona auch.

Fiona verweigert jede Erinnerung. «Ich erinnere mich an nichts aus meiner Kindheit», sagt sie. «Blanke Fläche. Ich werde mich hüten, daran zu kratzen.» Fiona lacht. Sie hat sich früh abgesetzt. Sie reist. Hat Flucht zum Beruf gemacht. Ist unterwegs in der Welt. Überall. Nie zuhause.

Mary glaubt nicht an die Wirkung von Ursachen. Kausalität ist ein Konstrukt des menschlichen Gehirns. Vergangen ist vergangen.

«Wir streichen den Satz», sagt sie.

Vater will nicht.

«Von den achtzig Jahren war sie maximal zwanzig erziehende Mutter. Was ist mit den restlichen sechzig?»

Vater weiss es nicht. Nicht mehr.

Mary streicht den Satz.

Susanne Thomann

Farbrauschen

Ein Pfefferkorn rollt über den Tisch. Du kannst es noch kurz vor der Kante stoppen. Getaktet die Gedanken im Rhythmus der Musik, in Trauer der Lappen auf der Spüle, sulziges Lied, erhängt in den vergilbten Gardinen. Grossmutters Puppe sitzt krumm in der Sofaecke, Kekskrümel auf dem zerfetzten Kleidchen. Die Kaffeemaschine spült sich sauber. Kaffee hast du schon lange nicht mehr getrunken, nur die Maschine immer wieder angestellt.

An einem Donnerstagmorgen hast du im Korridor das schräg hängende Ölbild von Grossvater immer wieder geradegerückt. Du hast die Schiefe nicht ausgehalten. Am Vortag hattest du von der Affäre mit Lisa, mit Eleonore und mit Hilde erfahren. Grossvater habe sich durch seine Liebesgeschichten geschlängelt und nach aussen den rechtschaffenen Familienvater gespielt. Nein, nicht alles war Fassade. Er war stolz auf seine Söhne, seine Töchter. Obschon ungläubig, war er Sonntag für Sonntag mit der ganzen Schar in die Kirche einmarschiert und hatte die Kinder nach einem einstudierten Ritual in den vorderen Rängen sich setzen lassen. Grossvater war gross und stark, und auch seine Kinder konnten sich sehen lassen. Nur das Nesthäkchen, das war schmächtig, aber umso wortgewaltiger. Nach der Messe ging er mit den Kindern in die Beiz in seinem Wohnblock. Er führte die Kinder kurz seinen Kumpanen vor, bevor er sie nach Hause schickte. Grossmutter ging nie in die Kirche. Sie genoss die Stille in der Wohnung und bereitete das Mittagessen zu. In jeder freien Minute verschlang sie Krimis oder berndeutsche Geschichten, sie las Kurt Marti und natürlich das Heidi. Und sie rezitierte Gedichte. Viele konnte sie auswendig, bei Familienfesten trug sie diese vor und, wenn sie sich wohl fühlte, spielte sie Laute dazu. Grossvater hatte lange die Erwartungen von Grossmutter erfüllt, hatte eine Stelle als Postbeamter angenommen und seinen Lohn abgegeben und das, was ihm die Grossmutter an Geld zugestand, tauschte er in der Beiz im Parterre des Wohnblocks in Alkohol um.

«Herrgott, jetzt ist es genug», tat Grossvater nach der Pensionierung lautstark kund, «jetzt ist es genug.» Er begann wieder zu malen. Als Jugendlicher wollte er Künstler werden, in der Kunstakademie in München eine Ausbildung absolvieren. Aber Grossmutter kam dazwischen, und ein Kind, und ein weiteres, und noch eins und ... Er richtete sich im kleinen Eckzimmer mit dem Balkon ein und schlüpfte von den Hausschuhen in die Malpantoffeln, wenn er das Atelier betrat. Im Atelier explodierten die Farben. Grossvater, mit einem Pinsel, hatte eine andere, eine neue Sicht

der Welt, und diese teilte er mit seinen Enkelkindern. Er suchte das Verborgene in den Dingen, die Geheimnisse hinter den Erscheinungen, die Spannung zwischen Farbe und Form, das Aufblühen eines Ganzen. Sein Herz schlug für die Abstraktion und er liebte die Unschärfe. Diese Bilder wurden von seinen Bekannten mit schief liegendem Kopf betrachtet. Wenn er guter Laune war, malte er Berühmtheiten nach Fotografien aus der Zeitung und verschenkte diese, um seine Freundschaften warm zu halten.

Ahnt die Tube Ölfarbe, welchen Eindruck das fertige Bild beim Betrachtenden hinterlässt? Ahnt das Bild, den Einfluss auf das Leben der Enkelin, auf dich? Du warst lange so grossväterlich unterwegs, noch nicht so farbenprächtig, doch ruhelos wie er, pflanzenaffin, so gemüselich, so hühnerliebhaberisch. Ja, die Hühner, sie haben dich angepickt. Die Hühnergeschichten deines Grossvaters haben dich zu Bildern inspiriert, neue Blickwinkel ermöglicht und ein Fenster in unbekannte Welten aufgetan. Du hast die fünf Hühner vom Stadtbauernhaus abgezeichnet, die Federn und die Farbgebung studiert. Heute ist es Mode, Hühner in der Stadt zu halten und Speisefische in Wassertanks zu züchten. Aber Grossvater wurde die Hühnerhaltung im Hinterhof verboten, von wegen Gegacker und Krähen des Hahns früh morgens. Die Frist war kurz und so tötete und rupfte Grossvater eine Woche lang Hühner. Und die Familie und die Bekannten und Nachbarn assen eine ungewohnte Menge an Hühnerfleisch.

Ja, Enkelkind, du hast die Wohnung der Grosseltern übernehmen können. Du hast schon früh deine Leidenschaft für das Malen erkannt und dich von Grossvater inspirieren lassen. In seinem Atelier zu malen war ein Wunschtraum, der sich unerwartet erfüllte. Aber die Farbigkeit des Raumes, die Vielfalt der Flächen und Striche, die er auf den Wänden zurückgelassen hatte, waren dir schon nach kurzer Zeit zu viel. Trotz deiner Bewunderung für Grossvater und seine Kunst brauchtest du einen Befreiungsschlag. Und du hattest geglaubt, dass mit dem Übertünchen der Wände deine Malerei die Hürde der Nachahmung mühelos überspringen würde, dass du ein Leben frei vom Ballast der Vergangenheit gestalten könntest. An einem Donnerstag hast du die Klecksereien, die Muster auf der Wand, die Schriftzeichen eingeweisst, sie ordentlich zum Verschwinden gebracht. Weg waren die absichtslosen Pinselstriche, die ausladenden Bewegungen, die lebensprallen Spritzer, die nicht entzifferbaren.

Du hast dich am Weiss orientiert, am Weiss als Neuanfang, als Untergrund

für deine Arbeiten, du hast Klarheit und Ordnung gesucht, mit der Hoffnung auf einen kreativen Schub, auf einen unverwechselbaren Strich, auf deinen eigenen Malstil, auf hervorquellendes Licht in den Bildern. Aber Weiss kann auch Kälte bedeuten, kann Ängste hervorrufen und Leben sterilisieren. Und du hast nicht bedacht, dass Mauern massiv sind, beständig, dass sie die Geschichten und das Leben im Haus über Jahrzehnte aufgesaugt und gespeichert haben und in klaren Nächten Geheimnisse und Augenblicke des Lebens ausspucken, ins Heute tropfen lassen und kein Weisseln kann dies aufhalten.

Das Sammeln und Aufbewahren kannst du nicht lassen, wie auch Grossvater noch Brauchbares nicht wegwerfen konnte. Du hast nach seinem Tod, als die Wohnung geräumt wurde, die Steinsammlung und die farbigen Glasscherben, die im Korridor auf dem Boden lagen und entsorgt werden sollten, auf die Seite gelegt, und auch das Goldrandgeschirr und die Bettwäsche aus Leinen. Die Farbtuben hatte die Tante leider schon entsorgt. Alle angebraucht, alle verkleckert, nichts wert, hatte sie gesagt. Ölfarben, schachtelweise Ölfarben, einfach weggeschmissen. Du konntest jedoch noch angefangene Leinwände und Zeichenpapier an dich nehmen und du konntest auch einen Teil von Grossvaters Bildern retten. Viele wurden entsorgt, Klecksereien, dilettantische, meinte ein Onkel, Farbschwurbeliges, sagte die Tante. Du musst dich vom alten Kram befreien, neu anfangen, dazu braucht es diesen Krimskrams nicht, meinte deine Mutter.

Und das mit den Malschuhen. Sie stehen als Objekt in deiner Vitrine. Farbendick das Echo bildgewordener Sehnsüchte. Grossvater hat sein Arbeitsgewand als Postangestellter abgelegt, sein Vatersein gegen das Grossvatersein ausgetauscht. Er musste lange warten, bis er sich im Malen verwirklichen konnte, und da begann er sich so frei zu fühlen, so voller Energie und so enkelhaft verbunden. Die Grosskinder liess er jederzeit in sein Atelier, wo sie sich farbig austoben konnten.

Ja, und du hast auch die Tapeten in den andern Zimmer weiss übermalt und die türkisfarbenen Türen und die Türrahmen aufgehellt. Und jetzt sitzt du meist in der Küche, die noch wie zu Grossmutters und Grossvaters Zeit aussieht. Hier hast du nichts verändert. Die eingerahmten Fotos an den Wänden, die bestickten Kissen auf der Eckbank, die gehäkelten Plätzchen unter dem Zuckerglas und den Teebehältern, die getrockneten Blumensträusse auf dem Holzbrett über dem Fenster, alles noch da, selbst das klei-

ne Sofa bei der Küchentür wurde nicht weggestellt, und Grossmutters Puppe sitzt wie eh und je krumm in der Sofaecke. Auch die alte Spüle aus Terrazzo wurde nicht ersetzt. Kochen war nie dein Ding, wie Grossmutter wolltest du nie werden, ihr Lebensbereich hat dich nicht interessiert.

Und Grossvater? Deine Vorstellung von ihm bekam Risse, und du begannst deine Entscheidungen in Frage zu stellen, auch deine Malerei, und du glaubtest dich von deinen Erinnerungen an ihn befreien zu müssen. Aber Grossvater war und ist doch Grossvater, der Farbpinselschwinger, der Künstler, der Gemüsezüchter, der Hühnerliebhaber, der Fischer, der Schwimmer, der Naturmensch, der Kürbisproduzent und Bohnenableser, der Bierliebhaber, der Raubauz, der Möbelumsteller und der Maler. Er hat sein Leben fortgeführt in dem seiner Nachkommen, einige seiner Talente haben sich in dir manifestiert, andere haben dich übersprungen, den krausen Wuschelkopf trägt deine Schwester weiter, und auch die kräftige Statur.

Und Grossvaters Ölbild, das sich nicht still halten kann, sich in der Schräge richtig aufgehängt fühlt, wird von dir nur noch ab und zu geradegerückt. Du hast dich damit abgefunden, dass Kaffeetrinken nicht dein Ding ist, trotz erblicher Vorbelastung und den unzähligen Kaffeesorten in Grossmutters Blechbüchsen.

Ein Pfefferkorn rollt über den Tisch. Du kannst es noch kurz vor der Kante stoppen.

Pia Berla

Blick durch die Glaskugel

Einfallstore
Ausfalltore
Torbogen über Wartsäle
Hebebrücken und Hugenotten
Babuschkas und Kesselflicker
Verfolgte, Hungrige
Abenteurer und Versklavte
Emigranten
Immigrierte
Brücken abgebrochen
der Sippe verdorrt ein Ast am Stammbaum
neue Welten
und sie wollen fast alle sesshaft werden
Am Samstag Sabat feiern
den Sonntag ehren

Die Neuen beschnuppert
Hybiskus statt Schneeglöckchen
Exotische Früchte, orange das Fleisch
und schwarz-glänzende Kugellager-Samen
das fremde Fleisch ist zart und saftig
Brücken schlagen, Bäume erschlagen
Köpfe abschlagen und schrumpfen lassen dort
so wie schon mit Hanfhemd auf Pferd und Säbel
Taranteln und Palmenblattdächer
Fritzli im Urwald
Die Ahnen wollen mit dabeisein
hallen in der Seele
wie ein in die Alpen gerufenes Abendgebet

Einbrüche
Eindrücke
Ausdrücke und Flüche
Geliebte und Gelobte
Kartoffeln stammen aus Peru
Schlammlawinen, Huaycos genannt,
mit fremden Federn auf eigenem Hut

An der Gossauerstrasse
rief die Grosi aus dem Fenster gelehnt
zweihundertfünfzig Gramm Butter
das Kind hütete einen morgenlang
die Matratze die am Wäschehänggestänge angelehnt
in der Sonne stand
damit sie nicht gestohlen werden würde
Aussenstehende im eigenen Land, Du fremdä Fötzel!
Von null Meter über Meer auf viertausendachthundert,

zu viert im Taxi, innerhalb von

paar Stunden Fahrt, danach bergab in den Urwald

Mit Delphinen schwimmen, später immer wieder

träumen von acht Meter hohen Wellen

Schifffahrten monatelang oder

sich im Gübsensee ertränken

Die Schrauben durchpflügen Ozeane

Brote backen

Mehl in Stoffsäcken verkaufen

die aufgetrennt zu Männernastüchern wurden

Maurerarbeit ist gesucht

Scherenschleifer ungebeten an der Tür

Dienstmädchen sollten unsichtbar sein

Mägde und Knechte auf dem Bauernhof

Schwarze auf den Baumwollfeldern

mit und ohne Gepäck

mit und ohne Heim- und Fernweh

In der Fremde und für Fremde

in den Krieg gezogen, jahrelang

Daheim die vaterlose Gesellschaft

Reisläuferssold in Goldmünzen ausbezahlt versinkt im Lederbeutel in die Hosentaschen

Söldner tragen heute eine Plastikkarte

Bordelltänzerinnen halten bei Laune

Ach! die Welt glitzert so schön!

Zieh die Schürze an und wasch dir die Hände

Von Seelenschmetter zu Himmelhochjauchzen

von Chanel zu Chancaca

von Pumas zu Ostereiern

Mazurka getauscht gegen Mambo

Mandoline gegen Cajon

Pyramiden gegen Polka

Aus dem Süden in den Norden

kreuz und quer

wie Bienenschwärme ohne Stock

herumschwirren, Traditionen austauschen

und

vielleicht stirbst Du

bevor Du zur Ruhe gekommen bist

Susanne M. Neeracher-Frei

Vollendete Zukunft

Eines Tages werde ich Ahnin sein.

Eines Tages werden die Tauben die Brösmeli meines letzten Frühstücks aufschnabeln.

Eines Tages werde ich ausschnabuliert haben und die Nachfahren werden sich meiner Schnabulierlust erinnern.

Eines Tages werden Wörter wie schnabulieren nur noch geahnt werden können.

Eines Tages werden andere im Café sitzen und schreiben.

Und wieder werden Kekse Brösmeli hinterlassen und die Nachkommen der Tauben von heute werden sie aufschnabeln.

Ich werde es geahnt haben.

Adelheid Ohlig

femscript.ch

femscript.ch ist ein Netzwerk schreibender Frauen. 1990 gegründet, setzte der Verein von Anfang an auf die Förderung von Autorinnen, unabhängig davon, ob sie bereits publiziert haben oder nicht. Das Ziel ist, authentische und vom Urteil der Verlage unabhängige literarische Sprache zu entwickeln und zu kultivieren. Heute sind rund 100 schreibende Frauen femscript.ch angeschlossen, sowohl bekannte Autorinnen als auch (noch) unbekannte Schreiberinnen.

www.femscript.ch